

Paul Konrad Kurz SJ

Der Christ und die Literatur

Blickrichtungen christlicher Literaturbetrachtung und Kritik

Die Generation literarisch interessierter Christen und christlicher Literarkritiker, die sich einst um Carl Muth sammelte, lebt nicht mehr. Auch jene, die sich nach seinem Tod (1944) in der tabula-rasa-Situation der Nachkriegszeit noch einmal an seiner Gestalt und an seinem Anliegen entzündeten, sind entweder alt geworden, auseinander gegangen oder aus anderen Gründen unter dem geprägten Namen nicht mehr auffindbar. So etwas wie eine neue Gruppe, um eine neue Mittelpunktfigur oder Zeitschrift geschart, ist vorerst nicht sichtbar. Eine Gruppe, Gruppen – das sind die andern. Der katholische Literaturelan, der durch die Generationen des „Renouveau catholique“, durch die großen Schriftstellerkonvertiten englischer und deutscher Zunge genährt wurde, scheint verbraucht. Die von Werner Ross vorgetragene These vom „Ende der christlichen Literatur“ ist nicht widerlegt worden.

Mit dem Verebben des katholischen Literaturelans entstand die Gefahr, daß Christen, einmal, literarische Arbeiten auch aus ihren eigenen Reihen nicht genügend zur Kenntnis nehmen, zum andern, über diese Literaturkritik sich wenig Rechenschaft geben. Mangelndes Interesse? Unbehagen? Mißtrauen, Minderwertigkeitskomplex gegenüber allem Literarischen? Ich kenne kein niedrigeres literarisches Niveau als unter katholischen Christen. Was auf katholischen Akademien literarisch geboten wird (und nur geboten werden kann, weil die Zahl qualifizierter Zuhörer fehlt), entspringt weithin mehr dem Bedürfnis nach schneller und flächiger Information als wacher geistiger Auseinandersetzung. Sehr viel mehr Volkshochschule als Akademie – in literarischer. Bisweilen scheint es, als ob auf diesem Feld eine katholische Meinungsbildung nur entstehe, wenn fünfzigtausend katholische Frauen ihre Ehemoral oder fünfhundert katholische Interessenvertreter (Böll würde sagen Funktionäre) ihre Funktion angegriffen glauben. Wenn es heute so wenig ausdrücklich christliche Literarkritik gibt, so liegt das auch am fehlenden christlich interessierten, qualifizierten und noch nicht in Pluralismen angestrengt gleichgültig schwelgenden Leser. Gegenwärtig müßte keine Literarkritik sosehr gegen den Strom schwimmen wie eine christliche. In Feuilletons und literarischen Zeitschriften kann man heute mit einem Marx- oder Mao-Zitat mehr beeindrucken als zu Großvaters Zeit mit einem Bibel-Zitat. Daß weltliche Schriftsteller sich mit Theologie beschäftigen, darf der Leser nicht eben erwarten. Daß es immer noch – oder schon wieder ein paar Theologen und theologisch interessierte Kritiker gibt, die sich mit Literatur beschäftigen, müßte der Leser mehr bemerken.

Aus den Publikationen der letzten beiden Jahre, die sich mit Christlichem in der zeitgenössischen Literatur und mit der Konfrontierung von Bibel und Literatur beschäftigen, seien drei herausgegriffen und vorgestellt.

„Der Mensch vor dem Heil“

So nennt Charles Moeller seine „Untersuchung moderner Literatur“¹. Der belgische Theologe, einst Professor in Löwen, jetzt Untersekretär der römischen Kongregation für Glaubenslehre, wurde für seine Arbeiten über „Literatur des 20. Jahrhunderts und Christentum“ von der französischen Kritik ausgezeichnet. Wie der Titel des hier übersetzten Buches besagt, bezieht Moeller die Literatur der Gegenwart, vorab die französische, auf den Nenner des christlichen Heils. Mit André Rousseau (ein französischer Literarkritiker) unterscheidet Moeller eine Literatur des *Glücks* und eine des *Heils*. Die Literatur des Glücks will den Menschen menschlicher machen. Sie setzt voraus, daß der Mensch bereits menschlich sei und daß sein Leben besser und schöner werden könne. Bereits Montaigne schrieb, nach Moeller, eine Literatur des Glücks. Die Aufklärer, das (französische) Barock und Biedermeier folgten. Auch die deutsche Klassik wäre als eine Literatur des Glücks zu bezeichnen. Eine Literatur des Heils wird als Gegenbegriff verstanden. Sie ist gekennzeichnet durch Angst, durch die Furcht, kein menschliches Leben führen zu können. Ihre Sorge geht nicht dahin, besser zu leben, sondern zu überleben. Beispielhaft für diese Literatur stehen dem Verfasser die Autoren des französischen Existentialismus. Moellers Literatur des Heils berührt sich mit jener der Existenz (gegenüber einer bloßen Essenzliteratur), als deren bedeutendster Vertreter Kafka gilt.

„Das Heil, ein Begriff, der allen Religionen gemeinsam ist“ (7), kann „objektiv“ und „subjektiv“ verstanden werden. „Vom objektiven Standpunkt aus treten dem modernen Menschen drei Aspekte des Heils entgegen: die Gerechtigkeit, das Leben und die Liebe, schließlich das Bewußtsein der Verantwortung, das sich bis zum Schuldgefühl steigern kann“ (23). Heil subjektiv betrachtet versteht der Theologe als „eine Gnade, die Gott allein gewähren kann, ein göttlicher Anruf, auf den zu antworten ist. Diese Antwort erfolgt in der Gnade. Aber für den modernen Menschen ist jedes passive Empfangen problematisch, denn er ist ‚ein Wesen, das sich gestalten muß‘, das handelt, die Welt verwandeln muß, indem es Werte schafft“ (23). Warum lehnen Simone de Beauvoir, Sartre, Marguerite Duras, in Deutschland Brecht, das christlich verstandene Heil ab? Weil es keine soziale, innerweltliche Gerechtigkeit schaffte, weil es zu spiritualistisch, fatalistisch, fügsam, unbrauchbar ist für die (innerweltliche) Wirklichkeit, weil es blind macht, einem Sich-Abfinden mit den Verhältnissen, einem Sich-Ducken unter dem Bestehenden Vorschub leistet, zu einem ungemäßen „Trost“ verführt. Sie sind mit führenden sozialistischen Politikern der Ansicht, daß der Sozialis-

¹ Charles Moeller, *Der Mensch vor dem Heil. Eine Untersuchung moderner Literatur*. Salzburg: Otto Müller 1967. 183 S. Lw. 18,50.

mus in siebzig Jahren mehr zur Veränderung und Verbesserung der Welt getan hat als die Christen mit ihrer ganzen Heiligengarnitur. „Die Zeitgenossen mißtrauen dem Heil, denn sie sehen darin eine Art Lückenbüßer. Sie haben den Eindruck, daß sich die Gläubigen mit einer vorfabrizierten Antwort zufrieden geben, ... daß der Glaube dem Leben seine Würze, sein Risiko, seine Echtheit nehme“ (50).

Nachdem Moeller einige der Haupteinwände der modernen Problemliteratur gezeigt hat, widmet er den zweiten Teil des Buches „positiven Einstellungen“ zum christlich verstandenen „Heil“. Die Phalanx der sogenannten christlichen Dichter wird aufgeboten: Graham Greene, Bernanos, Mauriac, Julien Green, T. S. Eliot, Sigrid Undset, Charles Péguy, Paul Claudel, Gertrud von Le Fort. Sie illustrieren die Öffnung des Menschen für das „persönliche Heil“ und das „Heil der Welt“. Im ganzen, wie man sieht, mehr der vergangenen als der gegenwärtigen Generation zugehörend und die These vom Ende der christlichen Literatur – gegen den eigenen Willen – stützend. Der Abschluß des Buches? „Urbs Jerusalem beata“, unübersetzt der lateinische Brevierhymnus vom Kirchweihfest, ganz zuletzt Bibelzitate über die Nacht der anderen. Triumphalistisch, sagte ein Nicht-Römer. „Ihr wandelt droben im Licht / Auf weichem Boden, selige Genien!“, würde ein Schriftsteller parodistisch einwenden, die seligen Besitzer ironisieren und sich neu bestärkt fühlen, dem eigenen Licht und Dunkel zu vertrauen. Ich fürchte, daß so zwischen Theologen und literarisch Engagierten – wenigstens hierzulande – kein Gespräch beginnt. Die Literaten werden sagen, daß ihre Probleme nicht vorkommen, und christliche Leser werden sich einmal mehr bestätigt fühlen.

Ich finde das Buch in einem Sinn anregend. Wenn es in anderer Hinsicht nicht befriedigt, so liegt das am Mißverhältnis von theologischer Sicherheit und literarischer Methode. Da werden zuviel Zitate gereiht. Da wird nicht ein einziges Mal die literarische Gestalt, der Zusammenhang, die Struktur, der Hintergrund, das soziologische und psychologische Ambiente eines Werkes gezeigt. Keine Werkanalyse, kein Eingehen auf die Sprache eines Autors, kein Sich-Einlassen in den denkerischen Prozeß eines französischen Existentialisten oder eines deutsch-jüdischen Kafka. Wenn zu Bölls Nachkriegs-Roman „Und sagte kein einziges Wort“ gefragt wird: „Was bedeutet für diese Frau und für diesen Mann noch die Treue?“ und geantwortet wird „überhaupt nichts“ (15), so muß leider festgestellt werden, daß das Gegenteil zutrifft. Die beiden Bogner, Käte und Fred, finden geradezu ihren einzigen Halt in der ehelichen Treue.

Kafkas Werke und Leben nur als „Bedürfnis nach dem Vater“ zu deuten und zu erklären, ist sehr fragwürdig. Hier müßte erst einmal das komplizierte Beziehungsfeld Kafkas erfaßt werden. Es müßte gezeigt werden, wie Wort und Bild vom Vater oszillieren zwischen den Erfahrungen mit dem irdisch-persönlichen Vater und einem jüdisch-paternalistischen Gottdenken, zwischen der im Grund immer noch fraglosen Autorität beider und den Ansprüchen einer institutionalisierten und autoritativen Gesellschaft. Man kann nicht einfach sagen, „für ihn (d. i. Kafka) hat der Vater recht, er selber unrecht“. Denn Kafka hat auch ausdrücklich seinen leiblichen Vater ins Un-

recht gesetzt und alle Autoritäten darüber werden im Werk so gezeigt, daß sie auf komplizierte Weise immer im Recht und im Unrecht zugleich sind, so wie Kafkas Held K. zugleich schuldig und unschuldig ist. Literarisch relevant und spannend wird eine Kafka-Interpretation erst, wo dieses Spannungsfeld erfaßt (und die Frau kommt hinzu) und das ganz einmalige Wie der Spannungen in ihrer literarischen Gestalt analysiert wird.

Nein, ich finde dieses Buch nicht sorgfältig genug gearbeitet. Da wird „Gerechtigkeit“ einmal (ohne Erklärung) als sozial innerweltliche, ein andermal (auch ohne Erklärung) im Sinn der alttestamentlichen Gerechtigkeit als umfassendes Glauben und Gutsein vor dem Jahvegott der Offenbarung gewertet. Wenn man ein Kapitel über „Sigrid Undset und die verwandelnde Liebe“ beginnt: „Die norwegische Dichterin findet derzeit nicht viele Leser, und das ist schade“ (137), so wird damit schwer literarisches Niveau erreicht. Auch die Behauptung gegenüber Einwänden problembewußter Schriftsteller, daß „die christliche Lehre vom Heil aber solche (negativen) Wirkungen nicht“ habe (51), ist als Antwort auf konkret formulierte Schwierigkeiten zu wenig. Der Hinweis auf einzelne christliche Mystiker und Heilige ist in diesem Zusammenhang uninteressant. Zuerst müßte einmal zugegeben werden, daß eine christliche Katechese, Predigt, spätscholastische Thesen- und Sicherheitsdogmatik solche einschläfernde und unschöpferische und das Wagnis der Existenz hindernde Wirkungen gehabt hat.

Die Schwierigkeiten mit diesem Buch beginnen für den aufmerksamen Leser mit dem Inhaltsverzeichnis und enden mit den Anmerkungen. Das Kapitel „Die Mittlerschaft der andern“ (100–105) wird mit Mauriac belegt. Warum nicht mit T. S. Eliot, Claudel oder G. von Le Fort oder allen zusammen? Warum sind die Kapitelüberschriften einmal thematisch, dann aber mit den Namen einzelner Autoren versehen? Und die Anmerkungen? Gehen sie auf Kosten des Übersetzers und Lektorats?²

„Bibel und moderne Literatur“

Von ganz anderer Art seiner Anlage nach ist Friedrich Hahns „Bibel und moderne Literatur. Große Lebensfragen in Textvergleichen“³. „Sind Sie beim Lesen von Dürrenmatts ‚Physiker‘ auf den Gedanken gekommen, in der Schöpfungsgeschichte nachzulesen, was schon im ersten Buch Moses zum Problem der Verantwortung steht? Er-

² Brechts Stück „Die Mutter“ wird nur nach der Erstausgabe von 1933, bezeichnenderweise ohne Seitenzahl zitiert. Hätte man nicht den Beleg nach einer der heute überall erhältlichen Gesamtausgaben ergänzen können und müssen? Simone de Beauvoirs Buch heißt auf deutsch eben nicht „Das zweite Geschlecht“ (Anm. S. 180), sondern „Das andere Geschlecht“. Es ist außerdem schon 1951 und nicht erst 1956 auf deutsch erschienen. Was aus Camus' „Der Fall“ zitiert wird, steht in der angegebenen deutschen Ausgabe nicht auf S. 123, sondern auf S. 118. Kafka-Belege werden nur nach einer französischen Übersetzung der Tagebücher gegeben. Vier Versehen auf einer Seite Anmerkungen. Von Claudels Stück „Mittagswende“ wird „die flüchtige Mésa“ (164) erwähnt. Mésa ist aber ein Mann, die männliche Hauptgestalt.

³ Friedrich Hahn, Bibel und moderne Literatur. Große Lebensfragen in Textvergleichen. Stuttgart: Quellverl. 21967 (1966). 344 S. Lw. 24,80.

kennen Sie Bezugspunkte zwischen dem Karfreitagsbericht des Evangelisten Matthäus und der Lebensgeschichte des Buß-Richters, die Albert Camus in seinem Roman „Der Fall“ beschrieben hat?“ Die Fragen des Klappentextes stimmen.

Hahn ist Professor für Evangelische Theologie und Religionspädagogik in Gießen und Marburg. Er will „Verständnis dafür wecken, daß es in der alten Bibel und in der neuen Literatur um die großen . . . Fragen geht – um die Fragen nach dem Woher und Wohin, dem Warum und Wozu, dem Grund und dem Ziel unseres Lebens, um die Fragen nach dem Sinn des Leidens und dem Rätsel des Todes“. Er meint, daß Bibel und moderne Literatur insoweit übereinstimmen, „daß für beide der Mensch, das unbekannte Wesen, im Mittelpunkt steht“. Nach meinem Dafürhalten hätte es dem Buch sehr genützt, wenn hier gleich kritisch die Aspekte unterschieden worden wären. Für die Bibel ist der Mensch sich unbekannt und (relativer) Mittelpunkt im Hinblick auf Gott; in der Literatur versucht der Mensch mehr und mehr, sich selbst eigengesetzlich innerhalb eines komplizierten Bezugssystems innerweltlichen Daseins zu beschreiben, zu kritisieren, zu entwerfen.

Hahn unterscheidet von ihrer Einstellung zur Bibel her drei Gruppen von Schriftstellern. Erstens, „viele, deren Antworten in einem Kontrast, in einem meist sogar bewußt unüberbrückbaren Gegensatz zu den Antworten der biblischen Schriftsteller stehen. Dazu gehören z. B. Dichter wie Jean Paul Sartre, Albert Camus, Gottfried Benn, Ernest Hemingway“. Andere versuchen zweitens, „das biblische Zeugnis in die Sprache und Vorstellungswelt der Gegenwart zu übertragen. Sie begreifen ihre dichterische Aufgabe . . . als menschlichen Lobgesang in Antwort auf das göttliche Wort . . . Ich denke hier an Dichter wie Reinhold Schneider, Georges Bernanos, Thomas S. Eliot, Graham Greene, Manfred Hausmann, Jochen Klepper“. Schließlich gibt es drittens „Dichter, die das biblische Wort in dichterischer Freiheit souverän deuten, wobei sie der biblischen Antwort bald näher, bald ferner sind. Für sie ist der biblische Stoff oft nichts als die Initialzündung, die ihre dichterische Kraft auslöst . . . Der Text wird zum Sprungbrett eigener, die biblische Aussage mehr oder weniger umdeutender Gedanken. Ich erinnere an einige Werke Thomas Manns, MacLeishs, Ernst Barlachs“ (Vorwort).

Die ausgewählten Texte stehen unter thematischen Überschriften: z. B. „Verantwortung“, „Sein wie Gott“, „Gesegnete Erde“, „Angst“, „Mitmenschlichkeit“, „Entscheidung“. Alles biblische und literarische Grundbefindlichkeiten des Menschen. Den einzelnen Kapiteln geht jeweils der Bibeltext voraus. Dann leitet der Verfasser auf den weltlichen Schriftsteller und seinen Text über. Es folgt das Textzitat. Am Ende wird zum biblischen und literarischen Text, zur Konfrontierung beider Stellung genommen. Diese Gegenüberstellung regt in beiden Richtungen zur Lektüre und zum Denken an. Bibel und weltlicher Text erscheinen so unter neuer Sicht. Der Schriftsteller muß sich dem Christen vor der Bibel ausweisen, der Christ sein Bibel- und Lesevermögen dem Schriftsteller. Ein höchst interessanter, bedeutsamer Antrieb des Geistes.

Im einzelnen wird der Literarkundige, gerade um das Gespräch zwischen Theologie und Literatur weiterzutreiben (wenn die euphemistische Formulierung hier erlaubt ist),

hier und dort Bedenken anmelden. Sie stammen vorab aus der Richtung der Textanalyse und weltlichen Literatur. Man kann, so meine ich, nicht verallgemeinern, Barlachs „Calan“-Figur (aus „Die Sündflut“) sei eine „Illustration“ (in diesem Fall von vornherein ein fragwürdiges Wort) zu 1 Mos 3, 5 „sein zu wollen wie Gott“. Calan ist gerade nicht „der Mensch“ schlechthin, „der selbst sein will wie Gott“ (27), sondern ein sehr bestimmter Mensch, ein Künstlertyp, der produktive Typ mit einem unheimlichen Gespür für das Schöpferische, den Werdeprozeß, das menschlich Autonome, für Reflexion und Theodizee, für provozierende und trotzig Übersteigerung des Menschen. Calan ist weder Jedermann, noch will er stellvertretend für den Menschen überhaupt stehen. Auch der in diesem Barlach-Stück auftretende Gott ist nicht der biblische Gott der Genesis. Darum ist sein Antipode, Calan, nicht der Antipode des Jahvegotts. Calan ist Kritiker und Antipode „seines“, des von ihm interpretierten und (vom Autor Barlach im Stück) frömmlicher gezeigten Noah-Gottes.

Eine andere Gegenüberstellung, die mehr Schwierigkeiten in sich trägt, als im Kommentar des Verfassers sichtbar wird. Unter der Überschrift „Gesegnete Erde“ steht als Entsprechung zu 1 Mos 8, 21 b. 22 ein längerer Text aus Hamsuns Roman „Segen der Erde“. Darin spricht in erlebter Rede der Held des Romans: „Ach ja, Herrgott im Himmel! Er las nie in einem Buche, seine Gedanken beschäftigten sich aber oft mit Gott, er konnte nicht anders, Vertrauen und Ehrfurcht wohnten in seiner Seele.“ Hamsun wird von Hahn gelobt, daß er „sehr wohl weiß, daß die großen Ordnungen in der Natur und das unmittelbare Leben und Arbeiten innerhalb dieser Ordnungen die Menschen bewahren und erhalten – trotz Schuld und Sünde“ (38 f.). Nun kann aber der zitierte Mosestext nicht unbesehen als Anwalt für „die großen Ordnungen in der Natur“ – Natur als Gegensatz zur Welt der Technik und der Großstadt – genommen werden. Auch kann Hamsuns „Natur“ nicht (implizit) als positives Kriterium, als das Gesunde und Exemplarische gegenüber unserem verstädterten Industrieleben betrachtet werden. Darüber hinaus meint Hamsuns Held Isak mit seinem „Herrgott“ kaum den biblischen Offenbarungsgott. „Der Sternenhimmel, das Rauschen des Waldes, die Einsamkeit, die Schneemassen, die Gewalten auf der Erde stimmten ihn oftmals am Tage nachdenklich und andächtig“, heißt die Fortsetzung der erlebten Rede. Viele Sätze der Hamsunhelden verraten eine spätrömantische Blut- und Bodennähe. Um Hamsuns Anfälligkeit für die schlimme Blut- und Bodenideologie des Nationalsozialismus weiß man. Hamsuns Natur eine im Sinn der Jahverede bei Moses gesegnete Erde? Hamsuns Natur wegweisend für den geplagten Stadtmenschen?

Eine andere Gegenüberstellung. Jesaja 65, 17–25 spricht vom „neuen Himmel und der neuen Erde“. Diesen Versen werden zwei längere Zitate aus Huxleys Roman „Schöne neue Welt“ gegenübergestellt. Erste Frage: weiß man denn bei Isaias (oder später), wie die neue Erde und der neue Himmel inhaltlich, leibseelisch erlebbar aussehen wird? Die meisten Exegeten sagen nein. Zweiter Einwand: Huxley verstand seinen Roman als Satire auf die keimfreie, normierte und programmierte Welt der Menschenmacher. Er schrieb keine Utopie, sondern eine Anti-Utopie; nicht ein Wunsch-

sondern ein Schreck- und Protestbild. Er versteht seinen Titel ironisch. Er will warnen. Er spricht gegen eine „schöne neue Welt“ der Geburt aus Reagenzgläsern, der Erziehung durch „conditioning“ und der Befriedigung ungefähr aller Bedürfnisse durch Happy-Pillen. Er zeigt das Absurde einer solchen pseudo-menschlichen Existenz. Hahn aber scheint Huxleys Roman als Utopie zu verstehen. Er kommentiert: „Auch die Bibel weiß um die ‚schöne neue Welt‘. Aber im Unterschied zu Huxley ist sie allein das Werk Gottes. Keine menschliche Bemühung kann das zukünftige Reich mit dem ‚neuen Himmel‘ und der ‚neuen Erde‘ herbeizwingen. Die Gemeinde Christi wartet auf die Zukunft, die Gott zu seiner Zeit realisieren will“ (134). Wie gesagt, Huxley verabscheut die kommende Zivilisationswelt. Im übrigen liegt das wirkliche Problem heute für wache Christenmenschen wohl etwas anders, nämlich wie kommen die Verantwortung des Menschen für die Zukunft der Welt und die Verantwortung Gottes zusammen? Wo begegnen sich der menschliche und der göttliche Entwurf? Was muß der Mensch selber tun und was kann er nicht mehr leisten? Hier, in der Organisation dieser Welt ist eben sehr vieles nicht „allein das Werk Gottes“. Und der Christ kann sie nicht überspringen. Er ist kein Adventist.

Leider muß der Literaturkundige auch gegenüber diesem sehr verdienstvollen Buch seine Kritik anmelden. Ingeborg Bachmanns Hymne „An die Sonne“ ist nicht ohne weiteres eine Entsprechung zu Psalm 104/103, „Lobe den Herrn, meine Seele!“. Daß dieses Gedicht „stellvertretend steht für die moderne Lyrik“ (97), würde weder Enzensberger, noch Heissenbüttel, noch Huchel, noch Celan zugeben. Gewiß, auf den Unterschied der Bachmann-Hymne zum Psalm wird aufmerksam gemacht. Dennoch ist der Unterschied zwischen beiden Texten weit größer. Im Psalm die Du-Anrede Gottes und die ausdrückliche Beziehung eines jeden Dinges und Wesens des Kosmos auf Gott. Bei Bachmann ein zwar heute durchaus ungewöhnliches, aber absolut hingestelltes Lob der Sonne, des Lichts, des Lebens unter der Sonne. Das Wort Gott kommt nicht vor. Ist er gemeint, mitgemeint, anonym anwesend? Die Frage könnte nur aus einer Gesamtinterpretation des Werkes beantwortet werden. Leider fehlt bei Hahn der Hinweis auf eine ganze Reihe von Gedichten, die I. Bachmann mit „Psalm“ überschrieb. Gehören diese „Psalmen“ nicht zu einer Psalmbetrachtung?

Die Schwäche theologischer Literaturbetrachtung wird wiederholt sichtbar. Einem biblischen Text über die Parusie (Mt 25, 31–46) wird Becketts „Warten auf Godot“ an die Seite gesetzt. Theologischer Kommentar zur menschlichen Wartesituation: „Wir warten und warten und warten, daß ‚es‘ oder ‚er‘ oder ‚sie‘ – das Glück, der Sinn, die Erfüllung – kommen wird. Wir leben von Anfang an in der Erwartung des Kommenden . . . Die Botschaft des Neuen Testaments lautet: Er ist schon längst da! Godot! Die Projektion unserer Erwartungen und Sehnsucht nach Glück und Sinnerfüllung? ‚Er‘ ist für das Neue Testament der in Jesus in diese unsere Welt gekommene Gott, der ganz für uns da ist“ (192). Für den Christen alles richtig – und dennoch hier unbefriedigend. Schon wieder steht alles von vornherein fest und alles ist eindeutig. Schon wieder kommt man im Namen Christi mit einer Formel, einem Segensspruch, einer

Verheißung. Der Deckel auf den Topf, ehe der Topf da ist. Für den Autor Beckett und seine Figuren steht der Nenner gerade nicht von vornherein fest, ist kein sinnvolles Ziel, keine gangbare Richtung, ist kein Topf und kein Töpfer erkennbar. Eine ungeheure Offenheit, eine ungeheuer clownesk-existentielle Situation, ein ungeheures Aushalten. Absurd hat man es genannt. Der Christ macht es sich zu leicht, wenn er gleich argumentiert: was diese beiden, dieser Wladimir und dieser Estragon suchen, weiß ich schon, was sie erwarten, besitze ich schon im Glauben. Man ist versucht zu sagen: zeige einmal deinen erfüllten Glauben in dieser Intensität wie Wladimir und Estragon ihr unerfülltes Warten unter den leeren Himmel stellen. Ich halte die katechetische Altklugheit der Christen (der wir als Christen immer wieder, sogar gegen unseren Willen, verfallen) für die größte Schwierigkeit einer sich wirklich auf den Gegenstand einlassenden Literaturbetrachtung. Das Warten auf die Wiederkunft Christi ist nun einmal geschichtlich und strukturell etwas ganz anderes als das Warten der Landstreicher-Clowns auf Godot. Theologen erspüren den Erkenntnisanspruch und die erlittene Existenz literarischer Struktur zu wenig.

Im ganzen geht das erfolgreiche Lesebuch zu sehr den einfachen Weg der Entsprechung oder des Gegensatzes zwischen biblischem und weltlichem Text. Auf die komplizierten Strukturen polyperspektivischer, ironisch gebrochener, parodistischer, grotesker, ja „absurder“ Texte geht es nicht ein. Das Problem beginnt schon, wenn auf das Jesuswort „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen“ (Joh 14, 2) Brecht seine „Mutter“ Pelagea Wlassowa hinzufügen läßt und zu bedenken gibt, „aber in Rostow sind zu wenige“. Hier spürt man, wie zwei Welten zusammenstoßen, wie auch das weltliche Wort wahr ist. Der Text steht nicht in unserem Buch. Er will weder das Bibelwort bestätigen noch leugnen, aber Realität und Realitätserfahrung anmelden. Hahns Nenner: (bejahende) Entsprechung oder (leugnender) Gegensatz trifft in dieser Vereinfachung für viele weltliche Texte nicht zu. Bibelwort und schriftstellerisches Wort liegen künstlerisch und theologisch formal überdies nicht auf der gleichen Ebene.

Aber „Bibel und moderne Literatur“ ist ein sehr lesenswertes Buch. Man sollte es literarisch interessierten Christen empfehlen, Theologiestudenten und Religionslehrern, weil es zur Bibel *und* zur Literatur hin anregt, zur Pflichtlektüre machen. Es gibt wenig professionelle Theologen, die mit einer solchen Kenntnis zeitgenössischer Literatur aufwarten können.

„Der Christ auf der Bühne“

In der Reihe „Offene Wege“ gibt Hans Urs von Balthasar zusammen mit Manfred Züfle „Der Christ auf der Bühne“ heraus⁴. Was könnte das heißen? Der Christ im Konflikt mit der Welt und ihren, seinem Christsein entgegenstehenden Kräften? Der Christ auch im Konflikt mit seinem eigenen Christsein, dem Absolutum und Absolutheits-

⁴ Hans Urs von Balthasar u. Manfred Züfle, *Der Christ auf der Bühne*. Einsiedeln: Benziger 1967. 257 S. (Offene Wege 4/5.) Brosch. 16,80.

anspruch in ihm selbst? Und beide Richtungen des Konflikts, die sich bedingen, unlösbar durchdringen, dargestellt auf der Bühne? Und schließlich der Christ einer, der nicht nur seine Taufwasserweste gegen die Welt verteidigt, sondern kraft seines Christseins diese Welt mitgestalten, Möglichkeiten der Form und Umformung wahrzunehmen, ihre Produktion mitentwickeln muß? Und wenn der weißwestige oder karierte Christ davon nichts oder zu wenig spürt, dann ist er trotz Gemeindegottesdienst und Katechismusbesitz ein Spießer. Dies alles wird die Formel „Christ auf der Bühne“ heißen müssen.

Für einen so geschichtlich und von der Schrift her denkenden Theologen wie Balthasar gilt das alles aber erst in einem zweiten, abgeleiteten Sinn. Gewiß kann und muß man in dieser Welt „den Christen, der ja ohnedies ein öffentliches Schauspiel gibt, auch eigens auf die Bühne stellen, das Theater zu einem Ort seiner Befragung und gleichsam Durchleuchtung machen“ (8). Doch der Theologe sieht die tiefere Begründung für die Möglichkeit und Berechtigung christlichen Theaters bei Paulus angezeigt. „Der Christ ist ‚ein Schauspiel für die Welt, Engel und Menschen‘ (1 Kor 4, 9), die Welt hat ein Recht, sich dieses Schauspiel anzusehen und deshalb auch, sich Gedanken darüber zu machen. Der Christ, der durch seine Existenz auf diese Bühne gestellt ist, hat kein Recht auf eine verborgene, private Existenz. Sein Christsein ist eine Rolle, die er vor der ganzen Welt zu spielen hat, und so muß er gefaßt sein, daß beides zur Diskussion gestellt wird: das Stück und der Schauspieler. Was wird da gespielt, muß sich die Welt fragen, und so darf sie dann auch das andere fragen: Wie wird da gespielt?“ (8). Christsein also immer schon ein Schauspiel in erster und höchster Potenz. Und das Spiel auf dem Bretterboden ein Schauspiel dieses Schauspiels, ein Schauspiel zweiter Potenz. Ich kenne keine tiefere Begründung des christlichen Theaters. Mit gutem Grund will Balthasar eine christliche Theaterbetrachtung über die als christlich etikettierten Autoren hinausgreifen sehen. „Weil sie absoluten Anspruch stellt, geht die christliche Wahrheit nicht auf in einem beschränkten historischen Faktum. Das Faktum ist der Ort, wo die universale Heilsbotschaft an die Welt auf der Erde aufrucht und in ihr wurzelt. Sie selbst aber west jedem Geist und Gewissen an, sie wird implizit bejaht und verneint. So gibt es auf der Bühne auch dort ein ‚christliches Drama‘, wo kein Christ auftritt, wo keine der Gestalten um Christus weiß. Es gibt eine namenlose Anwesenheit des Heils und der Entscheidung für oder gegen das Heil. Es gibt noch mehr: dort, wo ein vordergründig mißverständenes Christentum strikt abgelehnt wird – in der Gestalt, in der es vorge setzt wird, meist durchaus mit Recht –, dort kann die bejahte These sehr wohl das eigentlich Christliche zeigen, das vom Dichter mit einer Art Hellsicht aus der Karikatur herausgelesen worden ist ... Unter welchem Namen die christliche Wirklichkeit geht, ist für sie selbst unerheblich, denn ‚Mission‘ ist etwas sehr anderes als Propaganda ... So ist das Christliche, das allgegenwärtig auch namenlos sein Haupt erheben, seine Anwesenheit bekunden kann, im letzten eine Macht des ewigen Friedens, auf den hin, mitten in der kämpfenden Dialektik des Dramas, ein unverhofftes Fenster zuweilen sich öffnet“ (29 f.).

Dieser „statt einer Einleitung“ geschriebene Essay scheint mir das Wichtigste zu sein, was in den letzten Jahren zum christlichen Theater gesagt wurde. Hier sind grundlegende, dem Formalen vorgängige Kriterien aufgezeigt. Formale Kriterien zum Bau, Bild, Dialog, Sprachlichen – sie kommen leider auch in diesem Band bei den meisten Beiträgern zu kurz – müssen auf dieser Grundlegung aufbauen. Bedeutsam erscheint mir auch, daß Balthasar gegen Ende seiner Einleitung von der Sache her sich zu dem bekennt, was Karl Rahner als anonym Christliches und anonym christlich Gegenwärtiges in der zeitgenössischen Gesellschaft bezeichnet hat.

In den einzelnen Beiträgen der verschiedenen Verfasser werden die mehr oder minder als christlich etikettierten Theaterautoren T. S. Eliot, Reinhold Schneider, Charles Péguy, Diego Fabbri, Friedrich Dürrenmatt und der bei uns noch wenig bekannte Negerschriftsteller James Baldwin dargestellt. Die stärksten Darstellungen stammen aus der Feder der beiden Herausgeber von Balthasar und Züfle. Schade, daß kaum Formkritik getrieben und auf Einwände nicht-christlicher Kritiker an den christlichen Paradeautoren nicht eingegangen wird.

Es sei erlaubt, James *Baldwin* kurz vorzustellen. Baldwin war zunächst Prediger in einer Negerkirche. Später ist er aus der Kirche ausgetreten, „in der er selbst das Heil (oder vielleicht nur ‚safety‘) suchte“. Sein Problem wurde das Unrecht des weißen Mannes am schwarzen. Er „hat die Gleichung zwischen christlicher Tugend und Macht durchschaut. Dann aber ist vielleicht der christliche Glaube des Negers selbst ein weißes Machtmittel? Was bleibt dann aber dem so bis ins letzte Ausgestoßenen?“ Seine Frage an den christlichen Gott heißt: „Warum bist du weiß?“ (235). Die Konsequenz und der Anspruch Baldwins – die auch im Hinblick auf andere Zeitgenossen unter den Schriftstellern einmal durchzudenken wären – sind ungeheuer: „Er kann sich nicht mehr Christ nennen, aber er ist auch nichts anderes, und genau das heißt für Baldwin: Ich bin ein Schriftsteller!“ (237). Sein Stück „Blues for Mister Charlie“ stellt den Mord eines Weißen an einem Schwarzen dar. Der weiße Mörder, von dem jeder weiß, daß er der Mörder ist, wird von einem weißen Gericht freigesprochen. Der Fall hat sich 1955 in Mississippi ereignet. Gericht also über das Gericht. (Anmerkung: Warum zitiert Züfle nicht nach vorhandenen deutschen Übersetzungen und Ausgaben?)

Der interessanteste der behandelten Autoren ist zweifellos *Brecht*, nicht nur formal der ranghöchste, sondern auch jener, der dem Christen am meisten zu schaffen macht. Man ist überrascht, ihn hier zwischen lauter christlichen Autoren zu finden, ist überrascht auch von der Belesenheit Balthasars. Balthasar beginnt seinen Aufsatz mit einem Wort, das der in Augsburg protestantisch getaufte und konfirmierte Brecht zu dem Schauspieler und Konvertiten Ernst Ginsberg „ironisch lächelnd“ sagte: „Geben Sie acht, wenn Sie mit mir über Glaubensfragen diskutieren, mein Lieber; ich bin der letzte römisch-katholische Kopf“ (137). Und Balthasar schließt mit einem anderen Wort, das Brecht in der skandinavischen Exilzeit zu dem Maler Hans Tombrock geäußert haben soll, nämlich die Vermutung, daß es „ein höchst persönliches Wesen, das der Gläubige Gott nennt, gebe“ (180). Ob aber, wie und wieweit jene „namenlose Anwesenheit des

Heils und der Entscheidung für oder gegen das Heil“, die Balthasar im Einleitungse ssay (29) betont, in den Stücken selbst sich darstellt, wird teils überhaupt nicht und teils zu wenig gezeigt. Schließlich hat Brecht von seinem ersten Stück, dem „Baal“, an über die Periode der marxistisch beeinflussten Lehrstücke bis zu den „klassischen“ Stücken die Gottesfrage wieder und wieder ausdrücklich gestellt. Wie verhält es sich mit der (im Essay nicht erwähnten) „Verscheuchung jedweden Gottes“ („Ozeanflug“) und der Anwesenheit Gottes oder des Glaubens an Gott in den Stücken? Wie steht es mit der Anklage gegen den christlichen „Religionsstifter“ im Dreigroschenroman und um die Karikatur der „Götter“ und des „Göttlichen“ im „Guten Menschen von Sezuan“? In welchem Verhältnis steht die gespaltene Doppelgestalt Shen Te / Shui Ta, steht das bedingungslose, ganz und gar unpolitische, aber in einer politischen Welt leben mü ssende Gutsein der einen (der Prostituierten Shen Te) und das nur rechnende Hartsein des andern (des „Vetters“ Shui Ta)? Die Frage nach dem versteckt Christlichen und unversteckt Unchristlichen muß mit anderen Worten in den Stücken selbst gestellt und beantwortet werden. Der Hinweis auf das (darüber hinaus schwer kontrollierbare) Biographische vermag methodisch nicht zu befriedigen.

Schwierigkeiten müssen auch angemeldet werden, wenn Brechts anti-aristotelisches Drama und Struktur des epischen Theaters gänzlich ausgespart bleiben, wenn nur „Inhalte“ zu Wort kommen. Hätte Brechts „Dialektik“ als Denk- und Stilprinzip für eine christliche Betrachtung nichts zu bedeuten? Und wie steht es um die das ganze Werk Brechts durchziehende Spannung zwischen dem „Baal“-Pol (elementar, irrational, vital, individualistisch-künstlerisch, genußsüchtig) und dem Marx-Pol (rational, denkerisch, kollektiv, ethisch)? Warum wird auf wissenschaftliche Literatur fast ganz verzichtet? Es zeigt sich eben doch ein methodisches Problem, wenn bei Brecht ebenso wie bei Reinhold Schneider (Brecht würde Schneiders Drama als aristotelisch und idealistisch bezeichnen) von der Struktur der Stücke abgesehen wird.

Einige Leser werden diesen Versuch einer kritischen Stellungnahme zu Werken theologischer und christlicher Autoren im Umgang mit zeitgenössischer Literatur hart finden. Wäre es besser, wenn diese Bücher die vorgebrachte Kritik von außen, aus dem anderen Lager erführen? Müssen wir uns nicht auch vor uns selbst Rechenschaft geben über das Geleistete, über Anspruch, Wissen und Methode? Bei Moeller wurde einiges, in den Bänden von Hahn und Balthasar sehr viel und sehr Bedeutsames geleistet. Es sei erlaubt, mit Brechts Schlußzeilen zum „Ozeanflug“ abzuschließen. Der Kritiker versuchte, das Getane anzuzeigen, das Geleistete vorzustellen, „ohne uns vergessen zu machen: das noch nicht Erreichte. Diesem ist dieser Bericht gewidmet“.